

»Jede neue Erfahrung verändert den Blick auf die Vergangenheit«

Adelbert Reif im Gespräch mit dem Schriftsteller Ingo Schulze

»Mein Problem ist nicht das Verschwinden des Ostens, sondern das Verschwinden des Westens ...«, urteilt Ingo Schulze, Autor des großen Wende-Romans *Neue Leben*, über seine Befindlichkeit im wiedervereinigten Deutschland. Für ihn markiert 1990 eine entscheidende Zäsur, als mit dem vermeintlichen »Ende der Geschichte« Alternativen zum Status quo als erledigt, gescheitert oder utopisch abgetan wurden. Die historische Chance, einen Maßstab für die Schaffung einer gerechteren Welt zu setzen, sei damals vom Westen vertan worden, meint Ingo Schulze. Und so steht denn auch die Auseinandersetzung mit der vielschichtigen politischen und gesellschaftlichen Problematik der letzten drei Jahrzehnte deutscher Geschichte, wie sie sich in den individuellen Erlebnissen, Erfahrungen und Schicksalen von Menschen widerspiegelt, im Mittelpunkt fast aller seiner Erzählungen und Romane.

Adelbert Reif: Herr Schulze, Sie wurden 1962 in Dresden geboren – da war die Berliner Mauer gerade ein Jahr alt. Und als die Mauer 1989 fiel, standen Sie im 28. Lebensjahr. Würden Sie sich als ein »Kind der DDR« bezeichnen oder empfanden Sie sich psychisch und geistig frühzeitig als außerhalb dieser DDR-spezifischen Gegebenheiten stehend?

Ingo Schulze: Ich bin ein Kind Dresdens, Sachsens, Ostdeutschlands. Natürlich ist man von diesem Umfeld auch politisch geprägt, wenn gleich nicht im Sinne des offiziellen DDR-Staates. Ich hatte das Glück, in einer Familie aufzuwachsen, die Distanz zum Offiziellen hatte. Die Ehe meiner Eltern wurde sehr früh geschieden und meine Mutter, die von Beruf Ärztin war, kehrte wieder zu ihren Eltern zurück. Mein Großvater war Flugzeugstatiker. Die DDR zog in Dresden sehr viel technische Intelligenz zusammen, um das erste Düsenpassagierflugzeug der Welt zu bauen. Meine Großeltern hatten eine relativ große Wohnung, was ein Privileg zu DDR-Zeiten war, von mir aber damals nicht als etwas Bürgerliches empfunden wurde. Bei uns war niemand in der Partei. Keiner in der Familie wäre auf die Idee gekommen, auch nur in eine Blockpartei einzutreten. Andererseits würde ich aber auch nicht sagen, dass wir oppositionell waren oder mit dem Gedanken gespielt hätten auszureisen.

Ich war Mitglied bei den Jungen Pionieren, in der FDJ und ging später anderthalb Jahre zur Armee. Je bewusster ich mir nach dem Abitur und nach der Armeezeit als Student des politischen Umfeldes wurde, desto mehr versuchte ich, mich nicht in diese Ja-Nein-Konstellation zur DDR zu begeben. Ein Ja kam ohnehin nicht infrage. Aber auch das pure Nein wollte ich nicht. Wir mussten unsere eigenen Fragen stellen. Gerade dort jedoch, wo man glaubte, weit weg von der DDR zu sein, merkte man im Nachhinein, dass man ihr am allernächsten war. In diesem Versuch, sich abzustoßen, drückt sich sehr viel aus über die Abhängigkeit. Von daher bin ich durch und durch geprägt von dieser DDR, auch wenn ich damals glaubte, ich könne mich herauskatapultieren.

In Ihrem Essay »Damals in der Provinz« schildern Sie Ihre Erkundungsfahrten durch die DDR auf der Suche nach raren Büchern sowohl östlicher wie westlicher Autoren. Inwieweit war es unter den staatlichen Zensur- und sonstigen Reglementierungsmaßnahmen in der DDR möglich, sich eine eigene Sichtweise anzueignen und geistig unabhängig zu sein?

Man konnte es in großem Maße sein. Die Bücher waren vorhanden. Wenn man sie nicht selbst besaß, konnte man sie sich im Freundeskreis organisieren. Ich hatte das Glück,

nach 1985 über einen Buchhändler aus Lahr in Süddeutschland, dem unsere Verwandten Geld gaben, regelmäßig die schönsten Buchpakete zu bekommen. Die reichte ich dann im Freundschaftskreis weiter, wo sie oftmals versickerten. Es erschienen in der DDR viele Bücher, bei denen man staunte. Schon in den 60er-Jahren kamen die Werke von Witold Gombrowicz und Kafka heraus. Man musste sich nur dafür interessieren und auf die Spur gebracht werden. Dies geschah oftmals durch Nachworte. Nicht zu unterschätzen waren auch die Bibliotheken. In der Landesbibliothek Dresden konnte man erstaunlich viel bekommen.

Wir verfügten über ein relativ gutes Wissen, auch wenn es die Bücher nicht in dieser Selbstverständlichkeit und Vollständigkeit wie im Westen gab. Es war auch ein bisschen verkehrte Welt. Marx und Engels wurden ja in der DDR offenbar viel weniger gelesen als im Westen. Den französischen Strukturalisten und Poststrukturalisten hingegen widmete man sich mit beinahe religiöser Inbrunst. Ich rede jetzt nicht von der offiziellen DDR. Wolfgang Hilbig hat diese Ambivalenz sehr schön beschrieben. Vor allem aber waren die Anregungen durch Freunde wichtig, aber natürlich auch das, was man an der Universität lernte. Erich Auerbach zum Beispiel erschien nicht in der DDR. Aber man konnte seine Bücher antiquarisch oder in Bibliotheken bekommen. Oder Michail Bachtin, der wurde Ende der 80er-Jahre in der DDR hoffähig. Oder Maurice Halbwachs. Ich erlebte 1989 nicht als geistige Offenbarung, die mir jetzt endlich Zugang zu Wissen verschaffte, das ich vorher nicht hatte. Im Gegenteil, die ersten Jahre nach 1989 erlebte ich eher als geistig trübe, da habe ich kaum noch Zeit zum Lesen gefunden.

In Ihrem Text »Der Boxer und der Duft des Gins-ters« zum Tod Wolfgang Hilbigs im Juni 2007 bewerten Sie dessen Roman »Das Provisorium« als das für Sie »wichtigste deutsche Buch der letzten zwanzig Jahre«. Worin liegt für Sie die außerordentliche Bedeutung dieses Buches, im Politischen oder im Literarisch-Künstlerischen? Das lässt sich schwer voneinander trennen,

weil Hilbig über den Osten und gleichzeitig über den Westen schreibt. Die Bewegung, die durch dieses kreisförmige Reisen des Protagonisten – zwischen Meuselwitz, Ostberlin, Westberlin, Hanau, Nürnberg und wieder Meuselwitz – entsteht, beschreibt eine Ortlosigkeit, die Unmöglichkeit, weder hier noch da sein zu können. Auch fließt die ganze deutsche Geschichte und die jüngere Weltgeschichte mit hinein. Der Zweite Weltkrieg, die Gulags und die Shoa sind in dem Buch präsent. Schließlich geht es um das individuelle Scheitern. Das Buch ist sowohl ein Trinker-Roman als auch ein Gesellschaftsroman. Alles ist darin miteinander verflochten und tritt mit einer bildhaften Klarheit hervor. Für mich ist der Maßstab für Literatur ihre Komplexität, ihre Universalität. Wenn man sich die Entwicklung von Hilbigs Prosa anschaut, dann ist er im »Provisorium« am schnörkellosesten und direktesten. Der Roman besteht aus den kürzesten Sätzen. Das ist erstaunlich und mir sehr nahe. Es entspricht meiner eigenen Schreiberfahrung, dass man auf den Stoff reagiert und den Stil aus dem Stoff kommen lässt.

Wie beurteilen Sie die literarische Verarbeitung der DDR in der deutschen Gegenwartsliteratur? Da wurde bereits zu DDR-Zeiten Wichtiges geleistet. Wenn man heute über die Vergangenheit schreibt, muss man irgendwie die Distanz merken. Ich habe 1990 anders über die DDR gesprochen als 1995 oder 2000 oder heute. Man macht neue Erfahrungen und die verändern auch den Blick auf die Vergangenheit. So tritt man mit anderen Fragen, anderen Selbstverständlichkeiten an sie heran.

Für mich sind Bücher wie »Heimsuchung« von Jenny Erpenbeck oder »Böse Schafe« von Katja Lange-Müller oder Lutz Seilers »Die Zeitwaage« hochliterarische Bücher, aus denen man eben auch viel über die damalige Zeit in Ost und West erfährt, man muss ja immer beides zusammen sehen. Eine wichtige Zäsur bildet die kleine Erzählung »Die vier Werkzeugmacher«, in der Volker Braun parabelhaft einen Paradigmenwechsel darstellt. Ebenfalls wichtig ist das neue Buch »Stadt der Engel oder The Overcoat

INGO SCHULZE wurde 1962 in Dresden geboren und studierte von 1983 bis 1988 klassische Philologie in Jena. Danach arbeitete er bis 1990 am Landestheater Altenburg als Schauspiel dramaturg. Dort gründete er 1990 das Anzeigenblatt *Anzeiger* und das *Altenburger Wochenblatt*. Seit 1993 lebt er in Berlin. Mit seinem Buch *33 Augenblicke des Glücks* (1995), für das er mit dem aspekte-Literaturpreis ausgezeichnet wurde, begann er seine schriftstellerische Laufbahn. Es folgten *Simple Storys. Ein Roman aus der ostdeutschen Provinz* (1998), der große Wende-Roman *Neue Leben* (2005), der Erzählband *Handy. Dreizehn Geschichten in alter Manier* (2007), der Roman *Adam und Evelyn* (2008), ein Band mit Essays, Reden und Skizzen *Was wollen wir?* (2009) und zuletzt *Orangen und Engel. Italienische Skizzen* (2010). Die Bücher erschienen in mehr als 30 Sprachen.

Ingo Schulze erhielt zahlreiche Auszeichnungen, u.a. 1998 den Berliner Literaturpreis mit der Johannes-Bobrowski-Medaille, 2001 den Joseph-Breitbach-Literaturpreis, 2006 den Peter-Weiss-Preis der Stadt Bochum, 2007 den Preis der Leipziger Buchmesse und 2008 den Premio Grinzane Cavour. Er ist



Mitglied der Akademie der Künste Berlin und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt.

of Dr. Freud« von Christa Wolf, in dem sie zeitliche Ebenen der Vergangenheit und der Gegenwart miteinander verbindet. Dadurch kommt es zu Brüchen, die Erfahrungen nicht relativieren, aber einordnen. Das Schlimme an der DDR war ja, dass man keine Möglichkeit zum Vergleich hatte. Entweder man verließ das Land, dann war man draußen, oder man blieb. Eine Selbstverständlichkeit, das Land zu verlassen und wiederzukommen, gab es nicht. Das schränkt den Blick ein. Öffnet sich der Blick, sieht man vieles anders, ohne verwischen zu dürfen, dass die DDR einem diese Möglichkeit von sich aus nicht gab.

Gibt die heutige Literatur ein nüchternes, die Wirklichkeit von Zeit und Leben in der DDR widerspiegelndes Bild?

Mein Eindruck ist, dass es vor zehn Jahren eher möglich war, mit einer gewissen Gelassenheit über die DDR zu schreiben. Seit zwei bis drei Jahren beobachte ich einen regelrechten Kampf um die Vergangenheit, der sich auch außerliterarisch äußert, indem bestimmte Worte abgefragt werden wie Unrechtsstaat oder Diktatur. Ich habe keine Probleme, diese Worte auf die

DDR anzuwenden. Nur muss man sehen, von wo aus man spricht und in welchen Kontext dieses Sprechen gerät. Literatur ist ja auch eine Form der Erinnerung. Jede neue Erfahrung verändert den Blick auf die Vergangenheit. In der Literatur habe ich die Möglichkeit, einander scheinbar ausschließende Erfahrungen nebeneinander zu stellen. An solchen Gegensätzlichkeiten scheitert oft ein Gespräch.

Da hat die Verwendung bestimmter Worte nämlich weniger mit der DDR als mit heutigen Machtkonstellationen zu tun: Kann man die Linken wählen, wenn man Unrechtsstaat sagt? Sagt man Diktatur, ist man schnell bei den zwei deutschen Diktaturen. Aber die DDR war eben eine Diktatur, die sich unblutig beiseiteschieben ließ. Das war das Großartige an dieser friedlichen Revolution, dass etwas beiseitegeschoben wurde – mit viel Wut, aber mit noch mehr Witz. Es entstanden ein Selbstbewusstsein und eine Souveränität, die nicht auf Rache aus war. Was wir 1989 ein paar Monate lang erlebten, war eine Freiheit, wie man sie im Westen mit seinen verfestigten Strukturen, in denen Besitz und Geld eine große Rolle spielen, wahrscheinlich gar nicht kennt. In dieser Über-

gangszeit schien alles möglich. Wir gründeten aus dem Nichts, ohne Kredite eine Zeitung. Die war immer schneller verkauft, als die Druckrechnungen kamen. Es waren Dinge möglich, die im Westen nicht möglich waren.

Inwieweit wird die Literatur in der Lage sein, das Leben in der DDR für nachfolgende Generationen verstehbar zu vermitteln?

Das muss man abwarten. Die Literatur, die nicht beflissen sammelt und wertet, sondern das Augenmerk auf das literarische Kriterium legt, besitzt die Möglichkeit, eine Zeit zu begreifen. Diese Hoffnung habe ich. Aus Döblins »Berlin Alexanderplatz« oder Manns »Zauberberg« erfahren wir Entscheidendes über die Zeit. Und wenn man »Horns Ende« von Christoph Hein liest, erfährt man einiges über die DDR, ebenso aus den Büchern von Wolfgang Hilbig und Hans Joachim Schädlich. Uwe Johnson schrieb über beide deutsche Staaten. Dennoch ist Literatur nur ein Teil der Recherche zur Vergangenheit. Das Eigentliche der Literatur ist, dass sie den Eindruck vermittelt, es sei von einem selbst die Rede. Wir lesen das »Gilgamesch-Epos« und stellen fest, dass die Menschen vor tausenden Jahren schon Angst vor dem Tod hatten und darüber fast verrückt wurden. Sie brauchten lange, bis sie sich mit ihrer Sterblichkeit abfanden. Das hat auch etwas Tröstendes. Wir stehen da in einer gewissen Kontinuität und erzählen diese alten Geschichten weiter mit unseren Erfahrungen.

»Literatur ist dafür da, dass man mit bestimmten Erfahrungen nicht allein bleibt«, sagten Sie 2007 in Ihrer Leipziger Poetikvorlesung ...

Da zitiere ich Franz Fühmann. Ich verstehe die Welt eher durch Literatur. Werner Kraus nannte Literatur die Innenseite der Weltgeschichte. Geschichte ist komplexer, als es Geschichtsbücher darstellen können. Geschichte besteht aus Geschichten, der Singular wird in den Plural aufgelöst, die Widersprüche bleiben erhalten. Oft lösen sich ja die Geschichten von den konkreten Personen und Ereignissen ab, es bleiben Geschichten, Anekdoten, Bilder, Witze. Aber

man kann in ihnen Muster erkennen, die heute noch ganz unmittelbar zu uns sprechen können.

In einem Interview erklärte Christa Wolf kürzlich, bezogen auf die DDR: »Wir haben dieses Land geliebt«. Entspricht diese Einschätzung der damaligen Realität?

Ich kenne diesen Satz aus ihrem letzten Buch. Aber da steht er im Kontext und wird natürlich relativiert. Sie selbst glaubte doch, es in der DDR nicht mehr aushalten zu können und erwog wohl recht ernsthaft wegzugehen. Es wäre absurd, ihr zum Vorwurf zu machen, dass sie nicht weggegangen ist. Im Gegenteil, ich bin sehr dankbar, dass sie geblieben ist. Es war schon wichtig, dass »Kein Ort. Nirgends« und »Kassandra« im Osten erscheinen konnten. Aber ich kann mir den Satz nur als Trotzreaktion vorstellen. Denn so wie sie selbst die DDR beschrieb, war da nichts, was in einem die Liebe weckte. Die Mehrheit hat dieses Land ganz sicher nicht geliebt. Ich habe es nicht geliebt. Trotzdem war es das Land, für das ich mich mitverantwortlich fühlte und in dem ich glaubte, etwas tun zu können. Sonst wäre ich weggegangen. Doch ich merkte, dass die Möglichkeiten zu handeln, mit jedem Jahr größer wurden. 1983 begann ich mit meinem Studium. Was gab es da noch für Diskussionen! Schon zwei Jahre später mit Gorbatschow waren sie verschwunden. Und 1988/89, in dieser Vorbereitungszeit auf den Herbst 1989, warteten wir am Theater – zumindest an dem kleinen Theater, an dem ich arbeitete – geradezu darauf, dass uns endlich eine Aufführung verboten wird. (...)

Zugleich stellten sich damals Fragen, über die man heute noch einmal reden sollte. Aber die Fragen, die auch im Westen zur Diskussion standen, verschwanden 1989/90 von der Tagesordnung. Plötzlich drehte sich alles nur noch um Geld und die Privatisierung. Die Vorstellung, die Bereicherung der Einzelnen schaffe das Wohl aller, halte ich für falsch. Ich denke schon, dass wir als Bürger, als Teil des Gemeinwesens fragen müssen, was für uns wichtig ist. Und da bestand im Herbst 1989 tatsächlich die große Hoffnung, eine gerechtere Gesell-

schaft zu schaffen. Ich hätte mir nie träumen lassen, mich einmal in einem Volksbegehren engagieren zu müssen, das die Offenlegung der Geheimverträge erwirken will, mit denen das Land Berlin 1999 fast die Hälfte der Wasserversorgung verkauft hat, samt Gewinngarantien für die Unternehmen.

Was empfanden Sie unmittelbar nach dem Ende der DDR?

Wir befanden uns damals in einem Prozess, von dem wir nicht wussten, dass er zum Ende der DDR führen würde. Ein entscheidender Zeitpunkt war der 9. Oktober 1989. In den Wochen danach beschleunigte sich die Entwicklung und Ende Oktober war mir klar: Jetzt kippt der Laden. Nicht dass ich die Grenzöffnung am 9. November voraussah. Aber es offenbarte sich deutlich, dass die Mauer nicht zu halten war und es eine Veränderung geben würde. Für mich war das der Moment, in dem ich spürte: Jetzt muss ich Verantwortung übernehmen. Das war nicht nur schön, mir graute auch vor den vielen Sitzungen und Beratungen, die hatte ich bis dahin vermieden, wo es nur zu vermeiden war.

Der Endpunkt war für mich die Volkskammerwahl am 18. März 1990. Da bekam das Neue Forum 2,9 Prozent der Stimmen, während die Allianz für Deutschland mit 48 Prozent einlief. Das bedeutete, dass diejenigen, die noch im Oktober auf der anderen Seite gesessen hatten, plötzlich wieder die Wahlsieger waren. Es ging alles so schnell, dass immer dann, wenn man glaubte, sich eine Meinung gebildet zu haben, die Verhältnisse schon wieder andere waren. Mit der Währungsunion gingen mir auch die Worte aus. Es trat eine Stummheit ein. Plötzlich schien sich alles Wesentliche durch Zahlen ausdrücken zu lassen. Das war natürlich ein Irrtum. Aber ich brauchte lange, um mit meinen Gedanken wieder auf die Beine zu kommen.

Waren Sie enttäuscht?

Es gab viele Desillusionierungen. Alles war ganz anders ausgegangen, als ich gedacht hatte. Aber ich musste es akzeptieren. In gewisser Weise war ich plötzlich entpolitisiert. Wir

wollten mit unserer neu gegründeten Zeitung die Demokratisierung vorantreiben, eine andere DDR ... Ich brauchte lange, um wieder politisch zu werden. Erst der rot-grüne Wahlsieg 1998, den ich als eine Alternative ansah, begeisterte mich. Aber dann begann der Kosovo-Krieg, in dem plötzlich meine alten Feinde das sagten, was ich dachte ...

Haben Sie den Umbruch als einen kulturellen wahrgenommen?

Für mich bedeutete er einen enormen Bruch. Denn ich ging vom Theater weg und gründete mit Freunden diese Zeitung. Erst im Nachhinein merkte ich, dass das, was mit meinem Leben geschah, dem Prozess nicht so unähnlich war, den die Mehrheit vollzog. Aus einer Welt, in der es sozusagen 24 Stunden Literatur, Kunst, Theater, Film gab, ging ich in eine Welt, in der ich nur noch auf Zahlen schaute. Ich las kein Buch mehr. Denn die Romane und Theaterstücke hatten nichts mit den Nöten eines um das finanzielle Überleben kämpfenden Geschäftsmannes zu tun.

Die Bücher, die 1990/91 erschienen, hatten es extrem schwer, wahrgenommen zu werden, weil anderes so im Vordergrund stand. Wir kamen von heute auf morgen in eine andere Kultur hinein. Das wurde mir deutlich, als ich »Simple Storys« schrieb. Ich suchte nach einer Tonlage, in der ich über die Zeit nach 1989 schreiben könnte. Da kam ich auf diesen Short-Story-Ton. Das war für mich verblüffend, weil ich mich fragte, was das mit Ostdeutschland zu tun habe. Eine Erklärung wäre, dass wir tatsächlich in eine amerikanisch geprägte Kultur hineingerieten, auch eine Kultur, in der sich alles über das Geld ausdrücken lässt. Für jemanden, der im Westen groß wurde, war das eine Banalität. Aber für uns war das neu. Alles bekam einen Geldwert zugeordnet. Wenn einer sich 1989 einen Gebrauchtwagen kaufen wollte, musste er sein Haus verkaufen, das damals keiner haben wollte. Hätte er noch ein Jahr gewartet, hätte er das Auto für ein Butterbrot bekommen und mit dem Haus wäre er reich gewesen.

»Mein Problem ist nicht das Verschwinden des Ostens, sondern das Verschwinden des Westens unter der Lawine einer selbstverschuldeten Ökonomisierung aller Lebensbereiche, die Begriffe wie Freiheit und Demokratie zunehmend zum Popanz macht.« So äußerten Sie sich 2007 anlässlich Ihrer Vorstellung in der Darmstädter Akademie. Würden Sie sagen, dass der Osten vom Westen politisch wie auch materiell betrogen wurde?

Heute geht es nicht mehr um Ost und West, sondern um Oben und Unten, Teilhabe und Nichtteilhabe. Dass sich die Gesellschaft heute immer mehr ökonomisch und sozial polarisiert, was der Demokratie nicht gut tut, hat aber auch mit den Entscheidungen von 1989/90 zu tun. In allererster Linie sind die Ostler verantwortlich. Es war eine unglaubliche Naivität, den Versprechungen Kohls zu glauben. Die Ostdeut-

schen hätten sich selbst viel mehr abfordern müssen, statt dem Gefasel zu glauben, die D-Mark werde es richten. Ich bin überzeugt, dass die Entwicklung, wie sie gelaufen ist, nicht alternativlos war. Die Crux ist, dass es keine Vereinigung war, sondern ein Beitritt. Aus heutiger Sicht betrachtet, erscheint mir 1989/90 auch als eine vertane Chance des Westens. Denn das wäre so ein Moment gewesen, gewisse Strukturen in allen Bereichen – Gesundheit, Verkehr, Banken, Energie, Wasser etc. – noch einmal zu überprüfen. Die Weichen wurden ganz einseitig in Richtung Privatisierung gestellt. Dabei hätte man von Fall zu Fall entscheiden müssen, ob Vergesellschaftung oder Privatisierung angemessen ist. Aber solche Fragen kamen gar nicht auf. Es war nicht gewollt. Heute zahlen wir den Preis dafür.